



OF FELLOWS AND SPARROWS
ULRICH RAULFF

Ulrich Raulff, geboren 1950 in Westfalen, studierte Philosophie und Geschichte in Marburg, Frankfurt und Paris. Promotion 1977 in Marburg, Habilitation 1995 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 1994 bis 2001 Redakteur und Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, von 2001 bis 2004 Leitender Redakteur der Süddeutschen Zeitung. Von 2004 bis 2018 Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach, seitdem Präsident des Instituts für Auslandsbeziehungen in Stuttgart und Berlin. Seit 1986 verheiratet mit Helga Martha Sprave-Raulff. Übersetzer und Herausgeber, Verfasser zahlreicher Essays und Monografien, u. a. *Ein Historiker im 20. Jahrhundert. Marc Bloch* (1995), *Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben* (2009), *Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung* (2015). Von 2012 bis 2018 Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Wissenschaftskollegs zu Berlin. Arbeitet derzeit an einer Studie zur Geschichte des Geschmacks seit dem 18. Jahrhundert. – Adresse: Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) e.V., Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, Deutschland. E-Mail: raulff@ifa.de.

Beide waren sie mit ästhetischen Arbeitsvorhaben nach Berlin gekommen, Fellow und Spouse. Der Fellow wollte über Geschichte und aktuelle Wirklichkeit des Geschmacks forschen, die Spouse bearbeitete ein Thema zur Geschichte des Theaters. Für beide bedeutete der Aufenthalt in Berlin ein Rendezvous mit der eigenen Geschichte. Hier hatten sie lange gelebt, bis sie, vor bald dreißig Jahren, die Stadt für immer verlassen hatten. Wohnen, so hatte ihnen das Wiko mitgeteilt, würden sie in der Villa Walther an der Königsallee, die sie von einem Besuch bei Freunden Anfang der Neunzigerjahre kennen. Sie kamen in ein dicht besiedeltes Haus.

Fellows und Spatzen bewohnten die opulent dekorierte Villa, die Fellows innen, die Spatzen außen. Beide Spezies wohnten ziemlich komfortabel, die Fellows in Ledersesseln und Einbauküchen, die Spatzen in den Fugen der Villa und auf den Vorsprüngen ihres Figureschmucks. Die Fellows hörte man zu verschiedenen Tageszeiten, aber immer nur indirekt, morgens waren es ihre Kinder, abends war es ihre Musik. Die Spatzen hörte man direkt und pausenlos den ganzen Tag. Beide Bewohnergruppen waren bildungsmäßig hoch engagiert, die Spatzen erzogen ihre Kinder, die Fellows arbeiteten an sich. Nachts waren beide still, nur gelegentlich hörte man eine schlecht gelaunte Ente auf dem Dianasee schimpfen. Bei Wind vernahm man ein Schaukeln und Quietschen im Dachstuhl, aber nur die wenigsten der Bewohner wussten, dass es der Architekt der Villa war, der sich dort vor hundert Jahren aufgehängt hatte.

Spatzen sind gute und sichere Flieger. Nur in den Wirren der Adoleszenz unterläuft es ihnen, ihr Ziel zu verfehlen und eine Glasscheibe mit der dahinterliegenden Landschaft zu verwechseln. Solche Unfälle enden tödlich oder mit schwerer Commotio. Der Spatz, der an einem Maiabend im Hof der Villa reglos auf dem Rücken lag, schien dem Exitus nah. Zwei Stunden später lag er auf der Seite, bewegte die Beine und war erkennbar nicht tot. Fellow und Spouse, die ihn jetzt zum zweiten Mal sahen und sich ihrer früheren Fehldiagnose schämten, beschlossen, den Kollegen zu retten. Ein Schuhkarton, versehen mit einem Wassernapf, sollte ihn als Feldlazarett durch die Nacht bringen. Das Gehäuse wurde auf der Treppe abgestellt, wo es dunkel und ruhig war. Morgen würde man weitersehen. Vielleicht zum Veterinär am Hagenplatz. Gegen Morgen vernahm der Fellow Geräusche von der Treppe. Sie wurden verursacht durch das Scharren des Patienten, dessen Gehäuse als Scharverstärker wirkte. Der Kollege im Karton hatte sein Wasser umgeworfen und raste durch sein Lazarett. In den Hof zurückbefördert, erwies er sich als voll flugtauglich und gänzlich genesen.

Durch die Regeln der Pandemie auf ein Leben in Klausur verwiesen, begann der Fellow, sich für das Leben anderer Klausner zu interessieren. Teile der kostbaren Forschungszeit wurden umgewidmet und der Erforschung des lokalen Schachtel- und Höhlenwesens zugeführt. Die Villa Walther erwies sich als perfekter Standort der Beobachtung und das umliegende Grunewaldquartier als ideales Feld der ästhetischen Speläologie. Seit den Anfängen des Villenviertels in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts hatte sich hier eine Verbindung von groß, breit und historistisch als herrschender Zeitgeschmack etabliert; *conspicuous consumption* war zum Prinzip der Formgebung geworden. Wilhelm Walther war der Architekt der Stunde, der diesen Geschmack zielsicher zu

treffen wusste. Hundert Jahre später wurde der Grunewald zum Schauplatz einer seltenen Renaissance. Ein zweites Mal dominierte ein ähnlicher Bauwunsch nach Größe und auffälliger Sichtbarkeit. Im Zeichen der Postmoderne behauptete sich ein dem ersten ähnlicher reaktiver Stil. Wie jener frühere versprach er, ein „monumentales und trügerisches Gegengewicht gegen die Mobilisierung des Lebens“ (Henning Ritter) zu schaffen. Allerdings hatte sich zwischenzeitlich auch das mobile Leben weiterentwickelt.

Gleichzeitig mit den Villen der Postmoderne hatte seit den Neunzigerjahren, anfangs noch zögernd, ein neuer Fahrzeugtyp die automobilen Szene betreten. Sein Namens Kürzel SUV wurde in der Berliner Mundart gern mit „Suff“ verlaudet, was das Rauschhafte des Modephänomens fein zum Ausdruck brachte. Als zeitgemäße Mobilität war das Suff das perfekte ästhetische Gegenstück zur postmodernen Grunewaldimmobilie. Groß, breit und im hinteren Teil undurchdringlich verdunkelt, *we wear sunglasses at night*, präsentierte es sich als stimmiges Ziel des aktuellen Willens zur Höhle. Die ehemals gefürchtete Mobilisierung des Lebens hatte ihren Schrecken verloren, seitdem die Ästhetik der Geschwindigkeit sich mit der des Blockhauses verbunden hatte. Tatsächlich war die Formsprache des Suffs nicht mehr von Blitz- und Dampfgöttern, sondern von Ritterburgen und Rüstungen geprägt, Zeichen der Wehrhaftigkeit, Bildern der Fortifikation. Vergleicht man den aktuellen Fuhrpark mit den grazilen Schönheiten der Siebzigerjahre, mit denen sich die Stars der *Nouvelle Vague* zu Tode fuhren, sieht man, wie seither die Linie der automobilen Evolution verlief: vom Festwesen zum Festungswesen.

Als Marinetti die Schönheit eines Rennwagens dem Bild der geflügelten Siegesgöttin vorzog, hatte er die Verbindung des Schnellen und des Schönen mit dem Kriegerischen nicht negiert, sondern unterstrichen. Umgekehrt kam auch die aktuelle Ikonografie der Fortifikation nicht ohne Elemente des Dynamischen aus. Dieser Notwendigkeit trug das martialische Suff, das eines Morgens vor der Botschaft des Kosovo, dem dritten Bewohner der Villa Walther, parkte, in bemerkenswerter Weise Rechnung. Der höllische Streitwagen aus dem Haus Lamborghini trug selbst eine Botschaft. Sie besagte, die Flying Fortress des Zweiten Weltkriegs habe ihren tellurischen Nachfolger gefunden: in Gestalt der *Racing Fortress*. Die Dynamik dieser Festung gab sich in einer feinen roten Linie zu erkennen, die das tiefe Schwarz der Karosserie, das schwärzeste Schwarz, das wir je sahen, an ihren Außenkanten feurig definierte: ein dezenter Hinweis auf das infernalische Element, mit dem der Fahrer der Festung im Bunde stand.

Lange Zeit war das alte Westberlin, das Fellow und Spouse noch in lebhafter Erinnerung hatten, eine Insel gewesen, deren Bewohner eine dazu passende insuläre Mentalität

kultiviert hatten. Reste dieses Denkstils lebten in der Bereitschaft der Berliner nach, sich gern und oft ihre Einzigartigkeit zu bescheinigen. Insuläre Zustände einer anderen Art rief jetzt der Ausnahmezustand herbei, in den die Pandemie das Wiko versetzt hatte. Sie standen in auffälligem Gegensatz zu der Erschwerung, ja Lähmung der leichten, informellen Kommunikation unter den Fellows, die in normalen Zeiten zu den wichtigsten Zwecken eines Kollegaufenthalts gehört. Die neuen Zustände bestanden in insulären Verdichtungen der Kommunikation. Der Zufall eines Treffens am Regal der Buchausgabe konnte einen solchen Zustand ebenso entstehen lassen wie eine gezielte Verabredung zum Mittagessen. Blitzartig entstand unter dem Druck der Umstände ein konzentrierter Austausch, ein Gespräch wie unter Verschwörern. Hat man jemals die Leistungen der Bibliothek, dieses großartigsten aller je erfundenen Such- und Findinstrumente, gebührend gewürdigt und dabei ihre gesellschaftsstiftende Funktion nicht übersehen? In der Situation der Pandemie wurde neben dem Restaurant die Bibliothek zum zweiten Kraftzentrum des sozialen Lebens.

Kommunikative Verdichtungen, insuläre Zustände der speziellen Art, ergaben sich auch an anderen Orten und auf andere Weise, institutionell geplant und ritualisiert. So etwa im virtualisierten Dienstagkolloquium, in dem sich irgendwann eine erstaunliche Überbietungsdynamik in Interaktivität einstellte: als gäbe es kein Glas, keine Kacheln und keine Distanz. Auch die Streifzüge im Außenraum, zu denen Fellow und Spouse immer häufiger aufbrachen, führten zu Inseln im Gewebe der Stadt, die beide vor Jahren verlassen hatten und die sie jetzt als eine ähnliche *coincidentia oppositorum* erlebten, eine seltsame Verbindung aus dynamischer Bewegung und massiver Stabilität. In den Suffs, die sich am Morgen vor der Botschaft des Kosovo versammelten, schien diese Verbindung ihr passendes Sinnbild gefunden zu haben. Ein dunkles Bild, feurig gerändert.

Der Morgen kam, an dem die Blicke von Fellow und Spouse nicht mehr auf die parkenden Festungen vor dem Haus und die Spatzenkolonien unter dem Dach der Villa fielen, sondern auf einen Wagen, neben dem gepackte Koffer und Bücherkisten standen. Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen. Fellow und Spouse verließen das Kolleg, wie so viele andere vor ihnen und in ähnlicher Verfassung wie jene: voll flugtauglich, gänzlich dankbar und tief betrübt.